
„Eine Welt ohne Geheimnis ist eine leere Nuss.“

Gott in den späten Aufzeichnungen und Gedichten von Erika Burkart

Christoph Gellner / Luzern

Spiritualität ist zu einem Leitbegriff der religiösen Gegenwartskultur geworden, der dafür steht, dass die Wirklichkeit im Vorhandenen nicht aufgeht – für alles, was das bloß Funktionale und Verzweckte sprengt. Um ein solches „Darüberhinaus“ zu benennen, sind „abschließende Vokabulare“ (R. Rorty) aufzubrechen. Gerade dies macht einen Blick auf die Gegenwartsliteratur spannend, in der sich herausfordernde Spielarten zeitgenössischer Spiritualität zumeist außerhalb kirchlicher Zusammenhänge äußern.¹ „Fest steht, dass das geistige Klima Spirituellem gegenüber offener, unbefangener geworden ist“, beobachtet Bernhard Grom, der in seiner Analyse neuerer spiritueller Sprechversuche in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur zu Recht zwischen Religion und deren nichtorganisierter Gestalt, der Spiritualität, unterscheidet. „Das neue Reden vom Spirituellen ist nicht vormodern, sondern postmodern. Es vermeidet den selbstsicheren Gestus einer etablierten Glaubenssprache – ist eher ein ganz persönlicher Sprechversuch.“² Über Spiritualität nachzudenken schließt für Peter Wild immer auch ein Nachdenken über Sprache mit ein: „Was ist im Zusammenhang mit Spiritualität sagbar und was nicht? Was ist als Aussage zwar Gewohnheit, aber trotzdem nichtssagend? Wo muss die Sprache neue Wege gehen, an diesen Versuchen möglicherweise zerbrechen und ins Schweigen kommen?“³

Gerade daher lohnt ein Blick auf die Schweizer Dichterin Erika Burkart (1922–2010), deren Spracharbeit bewusst den transzendenzverriegelten Alltag auf »andere« Dimensionen hin aufbricht, die routinierte Blindgängigkeit vieler unserer sprachlichen Handhaben Gottes in Frage stellt und dazu anstiftet, das Spirituelle – angesichts tiefgreifend veränderter heutiger Welterfahrung – weiter zu denken.

1 Eingehend C. Gellner, „... nach oben offen“. *Literatur und Spiritualität – zeitgenössische Profile*. Ostfildern 2013. Das Zitat aus dem Titel ist entnommen aus: E. Burkart, *Am Fenster, wo die Nacht einbricht. Aufzeichnungen*. Hrsg. von E. Halter. Zürich 2013, 18.

2 B. Grom, „... den sie früher Gott genannt hätten“. *Spirituelle Sprechversuche in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*, in: StZ 222 (2004) 127–137. 196–206, hier 128.

3 P. Wild, *Vom Glück vorzukommen. Einführung in die Spiritualität*. Ostfildern 2008, 7f.

Riegelsprengende Poesie

Erika Burkart gilt zu Recht als eine der profiliertesten Lyrikerinnen im deutschsprachigen Raum. Die durchgehend religiös-spirituelle Grundierung ihres Œuvres, das in immer neuen Anläufen für „die Empfindung der Rückverbundenheit des Einzelnen mit dem Ganzen“⁴ sensibilisieren will, trotz der schon früh artikulierten Erkenntnis eines „Schöpfungsrisses“⁵, wird noch immer viel zu wenig gesehen. Leitend für ihr Werk ist die Überzeugung der Deutschschweizer Autorin, „das riegelsprengende Wort“⁶ der Poesie den „säkularen Missverständnissen“⁷ entgegenzusetzen. In ihrem poetischen Rechenschaftsbericht *Grundwasserstrom* (2000) bemerkt sie über ihre Schreibintention, sie wolle „Aspekte des Sichtbaren zeigen, die das Unsichtbare erkennen lassen. (...) Dem Geheimnis schreibend näher kommen.“⁸ Bei aller Scheu, zu benennen, die der apophatisch-negativen Theologie nahesteht, bekennt sie in einem ihrer selten offen konfessorischen Texte:

„Ich bin kein geistlicher Beistand.
Wunderbedürftigen kann ich nicht helfen,
ich will nicht belehren und
zu gar nichts bekehren,
es sei denn zum Lesen, zu Achtung
vor Tod und Leben im Innewerden
machtloser Menschen, Wälder, Tiere.
Ich bin keine Grüne, Blaue, Rote,
grau bin ich wie ein alter Baum,
Instrument der Winde,
verstimmt.

Flüche? Nur mündlich. Schriftlich
muten sie komisch an.
Ich komme nicht aus
ohne Hintergrund-Gott

4 J. Egyptien, *Schreiben auf der Schwelle zum Numinosen. Zum Spätwerk von Erika Burkart*, in: *castrum peregrini* 53 (2004) H. 263, 54–72, hier 62. Vgl. B. Eichmann-Leutenegger, *Die Gnade der Rebellion. Annäherungen an Gott in den späten Gedichten der Schweizer Lyrikerin Erika Burkart*, in: *Religion und Gegenwartsliteratur – Spielarten einer Liaison*. Hrsg. von A. Grözingen, A. Mauz u. A. Portmann. Würzburg 2009, 119–129.

5 E. Burkart, *Bann und Flug. Gedichte*. St. Gallen 1956, 59.

6 Dies., „Gastzimmer“, aus: *Ortlose Nähe*, 62.

7 Dies., „Welt-Geschichte“, aus: *Ortlose Nähe. Gedichte*. Zürich 2005, 28.

8 Dies., *Grundwasserstrom. Aufzeichnungen*. Hamburg 2012, 171 u. 188.

(„Mein Gott, ich habe fast nie
an dich geglaubt, aber immer
habe ich dich geliebt.“ A. P.),
Gestalter von Körpern jeglicher Art,
Errichter von Himmeln,
himmlischen Leeren,
Schöpfer von Zeit,
Räuber, Zerstörer von Zeitlichkeit.
Kein Trost, dieser Gott,
weniger als ein Bild;
in Abwesenheit eine All-Präsenz,
die Leben zulässt, Liebe,
deren Zeitlosigkeit im Schmerz.

Kriege? Verstehe ich nicht.
Kommen Menschen Gott näher,
konfrontiert mit dem Schnell-Läufer Tod?
Oder verlieren sie ihn, gottverlassen,
aus dem Bewußtsein
wie einen im Schlaf gewachsenen Stein?

Ein Unding, der gott-lose Mensch,
jeder hat, was mehr ist als er,
uneingestanden bezogen
auf eine begrenzte Absenz.“⁹

Diese bewusst paradoxen Sprachbemühungen spinnt *Erika Burkart* in ihren jüngst von *Ernst Halter* aus dem Nachlass publizierten späten Aufzeichnungen aus den Jahren 1996–2010 fort. „Wir wissen gar nichts. Unvorstellbar eine gottlose Welt. Wir leben von etwas, an das wir uns wider jede Wahrscheinlichkeit seines Seins klammern als an die letzte Hoffnung.“¹⁰ In einer früheren Eintragung notierte sie: „Ein Leben ohne transzendenten Bezug ist, von mir aus gefühlt, eine Wiese ohne Blume, eine Stadt ohne Menschen, eine Nacht ohne Gebet, ein Auge ohne Licht, ein Raum ohne Luft. Es ist *der* Bezug, der uns lebendig erhält.“¹¹

Dabei beschäftigte sie auch ganz persönlich die Möglichkeit und oftmals gefühlte Unmöglichkeit des Gebetes. Gegen Ende ihres Lebens bekennt sie: „Die

⁹ Dies., „Entgegnung“, aus: *Ortlose Nähe*, 29f.

¹⁰ Dies., *Am Fenster, wo die Nacht einbricht*, 299. Eine begeisterte Eintragung über die Aphorismensammlung „Voces/Stimmen“ (1994) des argentinischen Schriftstellers italienischer Herkunft, *Antonio Porchia* (1885–1968) schlüsselt das in „Entgegnung“ anonym angeführte Zitat („A.P.“) auf (292f).

¹¹ Ebd., 56.

Stunden zwischen drei und fünf Uhr morgens sind die dunkelsten. Manchmal versuche ich zu beten; es fallen mir aber nur Kindergebete ein.“¹²

Wo Himmel und Erde sich berühren

„Eine geliebte Landschaft ist der Himmel auf Erden (...) die Landschaft *enthält* einen mit allem, was man mit ihr, in ihr, durch sie erlebte, auch die Leiden um und für sie in diesem Jahrhundert der Zerstörungen.“¹³ Seit ihrer Kindheit lebte sie im ehemaligen Sommerhaus der Äbte des Benediktinerkonvents Muri in Althäusern, einem kleinen Dorf im aargauischen Freiamt. Ihr Vater, ein Pfarrerssohn, der achtzehn Jahre als Jäger die Urwälder und Sümpfe Brasiliens, Boliviens und Paraguays durchstreifte, führte darin eine Gastwirtschaft – als Trinker war er sein bester Gast. Ihre katholischen Mitschüler rechneten sie als Reformierte zu den „Falschgläubigen“¹⁴ – als sie die beste Klassenarbeit geschrieben hatte, bekam sie hören: „Du bist reformiert; du kommst nicht in den Himmel“¹⁵ –, trotzdem befeißigte sie sich katholischer Frömmigkeitsformen. „Religion im Imperativ. Ich mochte sie nie und mochte jene nicht, die sie im Munde führten“, heißt es in *Erika Burkarts* autobiographisch gefärbtem zweiten Roman *Der Weg zu den Schafen*. Über ihren Konfirmandenunterricht erfahren wir: „Nutzlos erschienen mir die Stunden, in denen nicht Seiendes, sondern immerzu etwas zur Sprache kam, das sein sollte.“¹⁶

Nach der Ausbildung zur Primarlehrerin erteilte sie dann über 12 Jahre selbst Religionsunterricht als Vikarin an etwa 30 verschiedenen Schulen, „immer wieder betroffen und ergriffen von der unausschöpfbaren Substanz der biblischen Geschichten, der ‚Botschaft‘, die ein aufrechter Mensch weitergibt durch seine Art zu sein, dazusein, auch für die andern“, resümiert *Erika Burkart* in ihren späten Notizen. Zahlreiche ihrer Gedichte evozieren mit der Moränenlandschaft im Murmoos das Lauschen auf die wortlose Sprache der Natur, das ihr zugleich das soziale Gehör für die Überlebensbedingungen der erschöpften Schöpfung schärfte: „Keine Zeitung, keine Landesplanung, kein Fortschrittler und kein Kernkraftwerk konnte mich davon überzeugen, dass Kartoffeln und Kohlköpfe wichtiger seien als Iris und Heidekraut“, beklagt *Burkart* die Zerstörung ihrer Kindheitslandschaft. „Die Natur, ihre Zustände, Erscheinungen, Taten sind mir

¹² Ebd., 269.

¹³ Ebd., 19. Zum Folgenden vgl. J. Egyptien, Art. *Erika Burkart*, in: Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur (2010); P. Meier, *Erika Burkart: „Den Puls im Menschen recht erfüllen“*, in: Grenzfall Literatur. Die Sinnfrage in der modernen Literatur der viersprachigen Schweiz. Hrsg. von J. Bättig u. S. Leimgruber. Fribourg 1993, 327–342.

¹⁴ E. Burkart, *Am Fenster, wo die Nacht einbricht*, 35.

¹⁵ Ebd., 36.

¹⁶ Dies., *Der Gang zu den Schafen. Roman*. Zürich/München 1979, 89.

Metaphern für etwas ganz Anderes.“¹⁷ Immer wieder beschwört *Erika Burkart* die Rückverbundenheit und All-Verwobenheit mit dem kosmischen Ganzen, die Überzeugung, dass „alles mit allem verwandt sei“¹⁸. Die von *Jakob Böhme* stark gemachte Sicht vom Buch der Natur als göttlicher Schrift erfährt bei *Erika Burkart* unter Verweis auf *Hebels* berühmte Kalendergeschichte eine agnostische Wende – „Weiß auf Schwarz, Schwarz auf Weiß / es ist die Stunde der Zeichen, / Gott ist in allen. – Kannitverstan.“¹⁹ –, eine bewusste Zurücknahme ins „Geheimnis Gott“, in dem sich für sie „alle Geheimnisse und Rätsel unserer Existenz sammeln“²⁰.

Dichtung als Lautwerden des Schweigens, der andächtigen Stille

Gegen die Überschwemmung mit Sprechblasen preist *Erika Burkart* das „Schweigen“ als „ein Ohr auf Gott zu. / Der redet nur, wenn du schweigst, / unverständlich Geheimes, / Schrei und Geflüster, / Heulen aus Höhlen, Aufschläge / des einen Steins durch Äonen / und, und alle Tage, / aus dem Mund des Menschen / das Fremd-Wort“²¹. „Worte haben mit Warten zu tun“, weiß die Spracharbeiterin, „es ist der Dichter, / der lauter schweigt. / Mit Worten zu sehen versucht, / wer schreibt“.²² Schreiben ist für sie die höchste Steigerung der Empfindsamkeit:

„Ich suche das Wort
Das mich fände.

Jedes Wort
ist ein Maß für Distanzen,
die ich mit Worten
nicht überwinde.

Wortlos lerne ich lauschen.
Lauschen ist ein Gespräch mit dem Schweigen.

Gedichte sind Grade des Schweigens.“²³

17 Dies., *Am Fenster, wo die Nacht einbricht*, 23.

18 Ebd., 205.

19 Dies., „Der erste Schnee“, aus: *Die Zärtlichkeit der Schatten. Gedichte*. Zürich 1991, 78f.

20 Dies., *Am Fenster, wo die Nacht einbricht*, 18.

21 Dies., „Im Gehör“, aus: *Die Zärtlichkeit der Schatten*, 75.

22 Dies., „Verlorene Worte“, aus: *Ortlose Nähe*, 74.

23 Dies., „Dazwischen“, aus: *Ich lebe. Gedichte*. Zürich/Stuttgart 1964, 8.

Mit zum Berührendsten, ja Aufwühlendsten von *Erika Burkarts* späten Aufzeichnungen gehört ihr *insistierendes Gottumkreisen*, das gleichermaßen Distanz gegenüber vorfabrizierten Bildern und Vorstellungen der Gläubigen wie säkularistischen Borniertheiten der Glaubenslosen wahrt. „In meiner Kindheit schwebte Gott als wunderbarer Adler über mir, kreisend entfernte er sich; nun, da man des rettenden Vogels (Heiliger Geist!) am meisten bedürfte, schrumpft er, in immer fernere Kreise sich entziehend, ein, ist ein Strich, wird ein Punkt. Der lichtpendende Stern, der weiße Adler hat sich entwest zu einem Schwarzen Loch. Seiner Saugkraft mich zu entziehen, mache ich, sozusagen im Gegenzauber, Worte.“²⁴ Aus der christlichen Spiritualitätstradition wird die „alte Vorstellung vom Atem Gottes als Allesbeweger“²⁵ aufgenommen, zugleich ist in einem neuen spirituellen Sprechversuch die Rede von der „dunklen Energie, die letztlich alles Seiende trägt und zusammenhält“²⁶. Immer wieder werden ihre Gedankensplitter ungeschützt konfessorisch: „Mir einen Gott vorstellen, der mich kennt, hört, sieht.“²⁷ Ja, in einem „Nach- und Abschiedswort“ sagt sie von sich selbst: „Auf ein Jenseits hoffte sie (ohne törichten Glauben) als auf einen Zustand im Sinn des Hölderlin-Wortes ‚Was hier wir sind, kann dort ein Gott ergänzen‘.“²⁸

Gott – mehr als eine astronomische Größe

Eine ungeschminkte Bestandsaufnahme der *condition humaine* verdichtet *Erika Burkart* in einem ihrer allerletzten Gedichte mit dem Titel „Existenz“, das sie aufgrund einer langwierigen Krankheit zum Teil als Reinschrift oder nur mehr im Entwurfsstadium hinterlassen hat:

„Unsre Existenz zwischen Sternen,
deren Fernen Schönheit vortäuschen;
in unüberbrückbaren Leeren
weltalte Scheinkörper, Bälle aus Gas und Gift,
steinere Totenmonde
im Schleier von Reflexen,
zaubrischem Truglicht,
das Herzschlag und Menses
der Frauen, Flut und Ebbe
der Meere bestimmt.

²⁴ Dies., *Am Fenster, wo die Nacht einbricht*, 295.

²⁵ Ebd., 257.

²⁶ Ebd., 75.

²⁷ Ebd., 288.

²⁸ Ebd., 289.

Ausgesetzt in die Felder der Schwerkraft
 sind wir eines kosmischen Physikers Kreaturen;
 ruhelos in der Sehnsucht
 nach der dunklen Energie,
 existieren wir auf Abruf
 kraft des eingeborenen Traums
 von einem Licht,
 das wir nicht ertragen,
 das wir in uns tragen,
 das uns, die Unerträglichen, trägt.“²⁹

„Die Frage, ob unsere Religionen sich in Legenden und Lügen auflösen bei wachsender Erkenntnis des Weltraums und seiner Gesetze, ist nicht zu beantworten. Als Sinnbilder und Ideen sind sie ein Zuspruch, dessen der Mensch in seiner Verlorenheit dringend bedarf, folglich von existentieller Wichtigkeit“³⁰, streicht die Schriftstellerin die „metaphorische Wahrheit“ religiöser Rede heraus, die christlich-theologisch „nur dann wahr ist, wenn sie, ohne am Wirklichen vorbeizureden, über es hinausgeht“³¹.

Die moderne Wissenschaft hat den Blick des Menschen in galaktisch unermessliche Weiten des Universums geweitet, aber den Menschen im astrophysikalisch entzauberten Kosmos auch heimatlos gemacht. „Ausgestiegen / aus dem Geschäft der Religionen / ist Gott / eine astronomische Größe. / Meister anonymen Felder, / der seine Werke vergisst.“³² Von daher wirft die 88-jährige in dem noch kurz vor ihrem Tod zusammengestellten Gedichtband *Das späte Erkennen der Zeichen* (2010), dessen Erscheinen sie nicht mehr erleben konnte, die hell-sichtig-kritische Frage auf:

„Was denken, fühlen
 fromme Atheisten,
 wenn sie, ein Gebet ohne Worte im Kopf,
 Zuspruch suchen im Wissen,
 dass des astronomischen Gottes kein Ende
 und Unermessliches
 nicht ansprechbar ist?“³³

29 Dies., *Nachtschicht*/E. Halter, *Schattenzone. Gedichte*. Frankfurt 2011, 62.

30 Dies., *Am Fenster, wo die Nacht einbricht*, 293.

31 So E. Jüngel, *Entsprechungen: Gott – Wahrheit – Mensch*. Tübingen 32002, 103.

32 E. Burkart, „Zerfetzte Zeit“, aus: *Geheimbrief. Gedichte*. Zürich 2009, 26.

33 Dies., „Ausgesetzt (Wüste)“, aus: *Das späte Erkennen der Zeichen. Gedichte*. Frankfurt 2010, 37. In einer ihrer aus dem Nachlass herausgegebenen Aufzeichnungen heißt es denn auch: „Die Religion ist keine wissenschaftliche Wahrheit; doch im menschlichen Wesen ist ein Keim auf das Metaphysische hin angelegt und wächst eine Art Nabelschnur zur Schöpfung. Zerreißt sie, ist der Mensch das heimatloseste aller Tiere.“ (*Am Fenster, wo die Nacht einbricht*, 293)